

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. S. Adams.

Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Das Versteck.

Das Buch war ein Quartband mit lederbeschlagenen Ecken. Kapitän Parkinson öffnete es. Auf der Innenseite des Deckels stand in feinen, edigen, charakteristischen Schriftzügen:

Karl August Schermerhorn
1409½ Spruce Street
Philadelphia, Pa.

Die gegenüberliegende Seite war leer.

„Deutsch!“ rief Kapitän Parkinson mißmutig, als er ein halbes Duzend Blätter umgewendet hatte. „Können Sie deutsche Schrift lesen?“

„So ziemlich. Erlauben Sie, bitte! hm... Sechs- und dreißig Unterjaden — — Notizen für die Ausrüstung — Seiten und Seiten chemische Formeln — halt! Hier steht etwas Englisch!“

„Läßt man auf Tridiumsulfat die auf 1000° C. erhitzten Dämpfe des Kupferoxyd einwirken und setzt man nach den in Formel X 18 angegebenen Proportionen Pikrinsäure hinzu, so tritt eine Reaktion ein, über deren Natur ich noch nichts Bestimmtes eruieren kann. Doch empfiehlt sich im Hinblick auf die Gefährlichkeit der Benzolverbindungen äußerste Vorsicht.“

„Pikrinsäure? Benzolverbindungen? Das sind Sprengstoffe.“ sagte Kapitän Parkinson. „Das sollten wir Barnett zu lesen geben.“

„Unter der Formel steht ein Name: Doktor A. Mardenter, Ann Arbor, Mich. Daher auch Englisch! Wahrscheinlich aus einem Brief abgeschrieben!“

„Das muß eins jener Experimente gewesen sein, von denen Slade uns erzählte.“ sagte der Kapitän nachdenklich. „Deshalb hat sich Doktor Schermerhorn in diesen abgelegenen Winkel zurückgezogen. Offenbar wollte er hier Versuche zur Herstellung eines neuen furchtbaren Sprengstoffes anstellen. Und als Begleitung nahm er eine Bande von Galgenvögeln mit, an denen die Menschheit nichts verloren hätte, wenn die Sache böse abliefe. Möglich, daß sogar eine Probe mit dem fertigen Präparat den vulkanischen Ausbruch veranlaßte. Was meinen Sie dazu?“

„Stimmt nicht!“ murmelte Trendon. „Das verlassene Schiff, Billy Edwards, die geheimnisvollen Lichter, Slade und seine Geschichte, alles das hatte nichts mit Sprengstoffen zu tun. Ihre Erklärung ist gut — aber sie reicht nicht aus!“

Kapitän Parkinson wandte wieder ein Blatt um.

„Formeln, nichts als Formeln! Aber hier stehen Randbemerkungen.“

„Schund!“ las Trendon. „Das bedeutet „ganz untaugliches Zeug“ oder so etwas Ähnliches. — Haha! Hier gerät der alte Mann in Wut. Hören Sie: „Die unzuverlässigen — hm — m — Schweinehunde, Carroll und Crum, soll der Teufel holen!“ Wie kommen nun Carroll und Crum da hinein?“

„So heißt die Firma einer Chemikalienhandlung in Washington.“ sagte der Kapitän. „Als ich auf dem Panzerschiff fuhr, bekam ich immer ihre Preisverzeichnisse.“

„Wird schon stimmen. Was? Noch mehr Englisch? Das ist wahrhaftig noch schlimmer als Deutsch.“

Die in den beiden obersten Zeilen ziemlich gleichmäßige Handschrift verschlechterte sich plötzlich und bedeckte mit riesigen, wirr durcheinander laufenden Buchstaben die ganze Seite. Negerlich suchte Trendon sie zu entziffern.

„1. Juni 1904.“ las er. „Triumph!ureka. Ich hab's gefunden! Von der (kann ich wieder nicht lesen) Eingebung — göttliche Macht — Lösung der Weltprobleme.“ Der Alte scheint verrückt geworden zu sein — und seine Handschrift ist noch verdrehter. Da kann sich kein Mensch zurechtfinden.“

„Und das scheint der Schluß zu sein.“ meinte der Kapitän, als er mehrere leere Seiten umgeblättert hatte.

Er legte das Buch aufs Knie und ließ die Blätter zwischen Daumen und Zeigefinger hindurchlaufen. Doch plötzlich hielt er an und schlug eine Seite auf.

„Hier fängt ein neues Kapitel an!“ sagte er ruhig.

Einen größeren Gegenatz als den zwischen der kleinen, nervösen Schrift des Professors und den großen, abgerundeten Zügen auf diesen Blättern, die mit wenigen lässig hingeworfenen Zeilen eine Seite füllten, gab es nicht —

„Den 2. Juni 1904. Dieser Tag machte mich zum einzigen Bewohner und Alleinherrscher auf dieser köstlichen Insel. Heute morgen noch war ich Mitglied einer zwar recht interessanten, aber nicht gerade hervorragend friedlichen Gemeinschaft. Heute abend bin ich der letzte Sproß. Alle lieben Gefährten sind fort, sind dahin. Der muntere Salomon, der seelenvolle Rigger, der lebenswürdige Thracles, der fröhliche Verdosa, der geniale Pulz und der hochstrebende Eagen. Die soziale Atmosphäre ist dadurch zweifellos geläutert worden. Außerdem bin ich zum erstenmal in meinem Leben Großgrundbesitzer. Unbeschränkter Selbstherrscher mehrerer Quadratmeilen Grasboden; item, einer Schafherde von einigen Duzend Köpfen; item, einer Bucht voller Fische; item, einer herrschaftlich eingerichteten Höhle; item, eines netzisch aufgelegten, doch etwas unbärdigen Vulkans. Zeitweise werde ich mich wohl etwas vereinsamt fühlen; denn nur die Seemöven trauen sich in meine Nähe. Sie sind soweit auch ganz nette Tierchen, aber ihre gefälligen Talente lassen noch manches zu wünschen übrig. Daher dies Tagebuch, die unvermeidliche Zuflucht aller mitteilungsbedürftigen Seelen. Körperlich geht es mir

einstweilen recht gut, wenn ich auch einem tragischen Verhängnis entgegenstehe. Mein Zigarettenvorrat fängt an, knapp zu werden! Beim Nachzählen — — —

„Fabelhaft!“ schrie der Arzt. „Diese Ruhe ist gigantisch! Das muß Darrow sein — — —“
Schnell blätterte er das Buch bis zur letzten Seite durch.

Mit zitterigen Buchstaben, die eine in Todesqual oder Entsetzen bebende Hand geschrieben haben mußte, stand dort:

Sucht mich in der Höhle! Percy Darrow.

Trendon reichte das Buch dem Kapitän, der es nach einem schnellen Blick zuklappte.

„Nun heißt es, die Höhle finden!“ sagte der Kapitän. „Natürlich ist's die Höhle in den Klippen, die mir bei der Herfahrt auffiel.“

„Wo?“

„Von hier aus ungefähr eine Meile in nordöstlicher Richtung. Wir könnten den Weg von hier aus quer hinüber abschneiden.“

„Bitt' um Entschuldigung, Herr Kapitän,“ meldete sich Congdon, „aber ich glaube kaum, daß wir von dieser Seite herankommen können.“

„Weshalb nicht?“

„Dort ist kein Strand, Herr Kapitän, und die Klippe ragt steil, wie 'ne Bordwand in die Höhe. Es sieht aus, als reichte das tiefe Wasser bis in die Höhle hinein.“

„Also dann vorwärts ins Boot! Nehmt die Flagge mit!“

In einer halben Stunde hatte die Gig den Eingang zur Höhle erreicht. Es stellte sich heraus, daß der Bootsführer richtig prophesie hatte; die Wogen schlugen hier nicht, wie an andern Stellen in weißschäumender Brandung auf, sondern wälzten sich ungebrochen unter dem hohen Torbogen hindurch. Als das Boot angefiel der Klippe einen Augenblick still lag, hörten die Insassen aus weiter Ferne den dumpfen Laut herüberschallen, mit dem die Brecher an einem unterirdischen Gestade anprallten.

„Langsam einfahren!“ Kommandierte der Kapitän. „Scharf auf überspülte Riffe und Untiefen achtgeben!“

Mit leise plätschernden Ruderschlägen glitt das Boot aus dem Sonnenschein ins Dämmerlicht und aus dem Dämmerlicht in tiefste Finsternis. „Darrow!“ schrie Kapitän Parkinson. Värmend hallte von dem unsichtbaren Gewölbe, aus dem Wasser, das sich unter dem Kiel des Bootes hob und senkte, von den Felswänden in zahllosen Wiederholungen der Name „Darrow!“ zurück.

Keine Menschenstimme antwortete, doch in unbestimmter Entfernung platschte etwas ins Wasser, und ein zweites, ein drittes Mal erfolgte dasselbe Geräusch. Vorn und zur Rechten ein leises Husten! Trendons Hand fuhr nach dem Revolver. Die Haltung der Leute straffte sich.

„Ruhe im Boot!“ befahl der Kapitän. „Steckt die Laterne an und reicht sie mir herüber! Den Gewehrlauf nach unten halten, Leute!“

„Sehen Sie etwas, ein paar Meter nach Backbord?“ flüsterte er Doktor Trendon ins Ohr, als das Zündhölzchen aufflammte.

„Zwei grüne Lichter! Augen! Seehunde!“ antwortete der Arzt.

„Seehunde! Seehunde! Seehunde!“ hallte es von den Wänden wider.

Als das spöttische Echo erdröhnte, verschwanden die grünen Lichter, und in der Ferne platschte es von neuem.

Die Laterne warf jetzt ihren Schein auf die Wände eines Märchenschlosses. Ueberall schillerten sie, wie mit Edelsteinen besetzt, in den mannigfaltigsten und leuchtendsten Farben.

Gebendet im Anfang, konnten die Suchenden erst nach und nach die Einzelheiten der unterirdischen Welt erkennen, in die sie eingebrungen waren. An den meisten Stellen stiegen die Wände glatt und unzugänglich aus dem Wasser, an andern türmten sich leuchtende Felsensadeln und Vorsprünge auf. Nach Steuerbord zu hob sich das unscheinbare Grau eines schmalen Strandstreifens scharf ab. Bis ans Ende der Höhle drang der Lichtschein nicht.

„Er muß ein guter Schwimmer sein, wenn er hier hineingekommen ist,“ sagte Trendon mit einem Blick auf die Wände.

„Vielleicht hat er ein Boot gehabt“ meinte der Kapitän. „Aber weshalb gibt er keine Antwort?“

„Wir wollen es noch einmal versuchen. Man hat ja keine Ahnung, wie weit sich dieses Gewölbe noch erstreckt.“

Der Arzt erhob ein so mächtiges Gebrüll, daß die ganze Höhle dröhnte.

Lautlose, schauerliche Stille folgte.

Bekanntlich fuhr das Boot vorwärts. Einmal knirschte der Kiel über ein halb vom Wasser bedecktes Felsenriff, dann wieder tauchte ein winziges Finselchen auf. Verstrennte Knochen blinkten auf dem felsigen Gestade, doch waren es keine menschlichen Ueberreste. Ab und zu reizte ein Strandstreifen zum Landen, doch immer führte er zu steilen Klippen, mit Ausnahme eines einzigen, auf den sich zwei kleinere Höhlen öffneten. Bei der ersten, die nur eine sehr geringe Tiefe besaß, genügte das Hineinleuchten mit der Laterne, um festzustellen, daß sie leer war. Der Eingang zu der andern, vor der Felsgräten lagen, war sehr eng und niedrig, doch schien sie immer höher zu werden. Der Kapitän, der Arzt und der Bootsführer Congdon stiegen aus. Parkinson, der zuerst an Ort und Stelle war, bückte sich und steckte seinen Kopf in die Öffnung. Aber er fuhr sofort zurück.

„Giftige Stielluft!“ rief er.

„Also auch vulkanisch,“ sagte Trendon, indem er sich zu dem schwarzen Loch hinunterbeugte und vorsichtig schnüffelte.

„Lassen Sie mich hineingehen, Herr Doktor,“ erbot sich Congdon. „Ich war bei der Feuerwehr und weiß Bescheid.“

„Das ist meine Sache,“ lehnte Trendon kurz ab. „Beruhigungsgase. Unangenehm, aber nicht gefährlich!“

Die Laterne vor sich herschiebend, schlängelte er sich wie ein Wurm in die Höhle, bis das Licht verdeckt wurde. Als es wieder durch die Öffnung schien, wußten die Außenstehenden, daß Trendon in dem inneren, höheren Raum angelangt war. Kapitän Parkinson versuchte hineinzuspähen, sah aber nichts.

„Doktor Trendon, wie ist Ihnen zu Mut?“ rief er.

„Nuh!“ antwortete eine ersticke Stimme. „Komme jetzt heraus — —“

Wieder verdunkelte sich der Eingang; zuerst kamen ein Paar Füße zum Vorschein, dann des Doktors massiger Körper, sein Kopf und schließlich die Laterne.

„Nuh!“ leuchte er, nach Luft schnappend — „ich kann doch schon was vertragen, aber — —“

„Haben Sie etwas gefunden — —?“

„Darrow nicht, Herr Kapitän, nur einen armen Teufel von Seehund, der hineingetrochen war, um dort zu verenden.“

Die Entdeckungstour wurde fortgesetzt. Ungefähr eine halbe Meile vom Eingang entfernt, trafen die Suchenden auf einen schmalen, durch eine senkrechte Felswand abgeschlossenen Strand, den sie entlang fuhren, um dann zu wenden und auf der andern Seite zurückzukehren. Auch hier untersuchten sie jede in Betracht kommende Spalte oder Öffnung aufs genaueste. Nachdem sie dann wieder im hellen Tageslicht angelangt waren, hatten sie die Gewißheit, daß sich kein lebendiger Mensch innerhalb jener Grotte befinden konnte.

„Würde eine Leiche in diesen Gewässern bald an die Oberfläche kommen, Doktor Trendon?“ fragte der Kapitän.

„Das weiß ich nicht.“

Der Kapitän grübelte eine Weile. Dann schlug er sich mit der Faust aufs Knie.

„Dann die andere Höhle! Die, in der sie die Seehunde totschlugen!“

„Aber natürlich!“ rief Trendon.

„Warten Sie! Sagte Glade nicht, daß sie sich zwischen dieser Stelle und dem Vorsprung befinden?“

„Jawohl, jenseits des schmalen Strandes.“

„Da gibt's keine Höhle,“ erklärte der Arzt bestimmt.

„Es muß eine dort sein. Congdon, haben Sie irgend eine Öffnung in der Klippe bemerkt, als wir dort entlang fuhren?“

„Nein, Herr Kapitän, dies hier ist die einzige.“

„Werden wir sehen,“ sagte der Kapitän knurrig. „Wenden! Die Kiste abfahren und das Boot so nahe wie möglich an die Brandung bringen!“

Die Gig nahm ihre Fahrt wieder auf.

„Da ist der von Glade beschriebene Strand,“ sagte Kapitän Parkinson, als sie sich dem kleinen Sandstreifen gegenüber befanden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Honiggret.

Von Valentin Traudt.

(Nachdruck verboten.)

Die Honiggret war nicht nur auf allen Dörfern ringsum, sondern auch in der Stadt wohlbekannt. Alle Hausfrauen, Mädchen und Dienstmädchen wußten, daß sie den reinsten Honig auf den Markt brachte und alle Bauern, die noch nicht ihre Wirtschaft nur als Geschäft anjahren, sondern noch die Liebhaberei der Bienezucht nebenher betrieben, verkauften ihr aus alter Anhänglichkeit ihren Ueberfluß am liebsten. Sie wußte auch allerlei aus den Nachbardörfern dabei zu erzählen, was nicht im „Landboten“ stand, und war zu manchem Auftrag wie geschaffen, denn sie hatte auf den Höfen ringsum ihre Augen überall. Sie war ein kleines muggeliges Weibchen mit gutmütig leuchtenden, ein wenig schalkhaften Augen und merkwürdig weißen Fingern. Nicht selten wanderte ein holder Brief in ihrem Korb hier und dahin und nicht selten kam auch auf dem gleichen Weg eine süße Antwort zurück. Man hätte meinen sollen, ihrem runderlichen Leibchen wären die Wege beschwerlich gefallen, aber das war nicht der Fall. Sie ging beharrlich Schritt um Schritt, ohne Eile, und hatte eine wohlthuende Ruhe, wenn sie einmal auf einer Bank am Herde saß.

„Nehmt euch nur die Zeit, Andres. Schneidet nur fein sauber die Wabe aus. Ich trink' erst ein Schälche mit eurer Frau.“

Und wenn bei dem Schälchen Kaffee zwei Stunden verlossen waren, dann schlug sie auch fein Vesperbrot aus.

Und wenn ein Wagen denselben Weg hatte, dann setzte sich die Honiggret gern mit ihrem Korb hinten auf das Wagendrett und fuhr ein Stückchen mit. Einmal hatte sie das Unglück, daß die Pferde plötzlich an aufsteigender Straße anhielten und sie vornüber mit ihrem Regenschirm in den Straßendreck flog.

„Ich dank' auch recht schön“, sagte sie nur, rappelte sich auf und ging lachend weiter.

Nachher sah die Honiggret oben im Walddorf in der Küche vom Grebenhof.

„Es is' n' schlecht Sonigjahr heuer; aber ebbes werd' ich schon zusammen frage“, sagte der Bauer, und als er hinaus getappt war, neigte sich sein Weib über die Händlerin.

„Wißt ihr mir kei' Mäddle vor unserm Franz? Das is' so ei' ungehobelter Bursch, so ei' stiller Hampel, der's bei keiner wagt. Aber es muß doch mal eine auf den Hof.“

„Das wird schwer falle; es kann aber auch leicht sei. Je nachdem. Da is' die Marie in der Grenzmahl. Das is' ein forsch' Weibsmensch. Arme hat die un' Arbeitskraft! Die schafft dem liebe Gott die Himmelswies an einem Vormittag zu Heu. — Ja, ja. Aber auch dem Steinbauer sei Dies bis' am End an den Grebehof. Taler habt ihr ja auch. Aber die is' ei' wenig obe' hinaus. So was Feines hat sie.“

„Der Bauer meint die Dorte aus dem Greinerg'höft in Torfelde.“

„Die? Die is' ganz mannstoll. Freilich. Aber die verdreht am End' euerm Alte noch de' Kopp.“

„Ne, ne, dann net.“

„Wann's net so regne tät, als wann der liebe Gott uns all verkaufe wollt, tät ich euch den Gefalle un' ging über'n Wald zum Weidbauer, der hat auch ei. Die Christine. Ihr Bruder hat in vierzehn Tag' Hochzeit und da wird sie überflüssig. Die könnt' ich euch auch empfehle. Sie hat ein schwer' Aussteuer, nebetet ein Bage Geld und ei' anständig' Frag' im Gesicht.“

Da kam just der Bauer mit einem Steintopf voll Honig und die Bäuerin sagte: „Unser Jung' könnt' die Gret ei' Stück über'n Wald fahre? Sie hat beim Weidbauer auch noch ein schwer' Topf Honig hehe.“

„Hat der dann wieder Biene? — Ei? — Bei dem Wetter?“

„Es muß ja net sei“, erklärte die Gret gutmütig. „Ich pass' auch so hin.“

„No ja“, willigte der Grebenhof ein, „da kann er auch gleich zusehe, ob er ein Fohlen im Stall hat.“

Die Händlerin deckte das weiße Schutuch über ihren Korb und lachte in sich hinein. Nachher aß sie noch ein Brot mit Schinken, während eingespannt wurde. Und dann ging's durch den Wald. Der Regen prasselte auf die Blätter. Die Gret bußelte sich eng an den Franz.

„Siehst du, Bub, wann ich ein jung' Weib wär', dann wär's was. Aber so ein alt' Tier — — —“

Er wippte mit der Peitsche und sah quer in den Wald hinein.

„Nach dir griff' schon ei' jed'!“

„Glaub gar. Hab' noch nix gemerkt.“

„Weil du blind bist. Du meinst gar, die Mädel stürzte sich auf dich, wie ich mich auf den Honig? Glaub's gar, Jung'. Hier mal ein Ruh' und da mal ein Stupps. Wann ich nett so verhugelt wär', tät ich sage, küß' mich mal.“

Auf der Waldböhe am Wirtshaus der Steinbrennerei hielten sie an und tranken einen süßen Schnaps.

„Siehst du, wie dich das Wirtsmädel begafft? Die nahm' dich hinterm Tisch weg.“

Und als sie wieder unterwegs waren, wußte sie ihm die Ehe blau in blau zu malen.

Bei dem Weidbauer fragte die Gret in einem Atemzug nach Honig und einem Fohlen. Den Honig wollte er holen und das

Fohlen wäre wohl schön. Die Christine könnt' ja dem Grebehof Franz das Pferd weisen, sie verständ' doch nichts davon und hätte auch nicht viel Zeit, sagte die Gret, ging aber dann doch mit den jungen Leuten in den Stall und händelte zwischen ihnen mit allerlei süßem Gered an. Auf einmal war sie weg und stand neben dem Alten im Mückstall.

„Den Topf wieg mir später zurück, Weidbauer.“

„Gefällt dem Bub das Fohlen? Aber der Bub laust's ja net.“

„Aber vielleicht gefallt ihm die Christine.“

Der Weidbauer brummte etwas in den Bart und tappte hart über den Hof nach dem Stall. Aber da kam schon der Franz heraus.

„Der Goldsuchs wird schon meinem Alte passe.“

Und er hatte etwas in den Augen, was dem Bauer auffiel. Dann guckte er wieder nach der Stalltür, ob die Christine nicht auch käme.

„Natürlich kommt's nun auf den Preis an.“

Da ließ der Bauer von dem anderen Gedanken. Es sprach ja da einer etwas von Geld.

„Das wird sich gabele. Mei Schwiegertochter bringt ja ei' Stut mit einem Fohle mit. Da wird der Stall zu voll.“

Unterdessen saß die Honiggret bei der Hausfrau, die wieder die Sicht in den Knochen hatte, beim zweiten Schälchen Kaffee und erzählte vom Grebenhof und seinen praktischen Ställen und großen Scheunen. Und was der Franz für ein braver Bursch wär', sagte sie, bei dem Wetter hätt' er sofort eingespannt, als er gehört, sie müsse zum Weidbauer. Der verdien' ei' wacker Weib.

„Da soll er sich ei' greife.“

„Ich tät's mit dem Gauhhandel auf die lange Bank ziehe.“

„Aha Gret.“

Jetzt kam der Bauer mit dem Honig, dem Franz und der Christine, die ein beleidigtes Gesicht machte.

„Die Christine will net, daß das Fohle verkauft wird. Sie meint, brächt' unser Schwiegertochter eins mit, könnt' mir für sie auch alle Jahr eins auf'm Präsentierteller habe.“

„Dann kann se ja freie, dann hat sie's.“

„Das kann sie“, sagte die Greta, trank aus, setzte den Honigtopf in ihren Korb und machte sich zum Gehen fertig. Der Regen hatte aufgehört.

„Ja“, meinte sie pfliffig, „wenn die drobe im Steinwerf' auch auf euer Hochzeit komme, könnt' ja die Christine mit der gut Gelegenheit zum Einlade mitfahre? Se?“

Jeder wußte etwas dagegen, bis die Honiggret das Mädchen zwischen sich und dem Franz auf dem Sitz hatte.

„Altwel' hab' ich aber ei' recht Last' Honig bei mir. Zwei junge Leut, die Schatzleut sei' könnt' meiner Seel. Und dazu zwei Topf' Honig. Haha. Aber du mei' Gott, da hab' ich ja mein Korb vergesse. Franz, halt, ich muß zurück! Weid' nur Christine, bleib nur! Fahr' langsam, Bursch! Ja, wann du auch auf dem Kopf' trage könntst, Christine, dann tät' ich sage, geh hin.“

Und schon war die Händlerin um die Wegbiegung. Als der Wagen langsam bergauf ratterte, bremste sie sich und ging ihm nach. Da, wie saßen die zwei da vorn? Der an der einen Wagenleiter und die an der anderen! Freilich; der Landjäger kam ihnen entgegen geritten. Als der vorbei war, sah es aus, als säße nur ein dicker Aufscher auf dem Bod. Da beillte sie sich, daß ihr fast der Atem ausging.

„Da — alt! Ihr habt den Honig da vorn doch.“

Nun hockten wieder zwei auf dem Wagen. Und richtig, hinter ihnen stand der Korb unter dem zweiten Sitz.

„Die ist verrückt!“ sagte der Bursch.

„Das ist sie auch! Aber morg' Abend bin ich sicher wieder auf dem Steinwerf.“

Die Honiggret schob die jungen Leute wieder dicht nebeneinander und hatte in dem Wirtshaus Last, den Burschen zur Heimfahrt zu überreden.

Das Mädchen hinter dem Schantisch hatte die Honiggret gefragt, ob sie nicht merke, daß die beiden verliebt seien.

„Nicht die Spur.“

Auf dem Grebenhof wußte sie mehr zu erzählen. Die Christine hätte zwei Kühe, ein Pferd und ein Goldsuchsfohlen, fünfzig Stück Leinen, alleinst' zwanzig Stück Bildzeug dabei, und so an ein halb Duzend Tausend Taler. Das pass' ja. In der Nacht blieb sie im Hof zu Gast.

Der Honig war billig für sie geworden; aber als sie auf dem Markt gegenüber der Post hinter ihrem Korb hockte, sagte sie allen Leuten, die Ernte wäre diesmal sehr schmal, der Preis nur etwas höher; aber der Honig auch noch zweimal so süß wie sonst.

„Ja, ihr lacht, ihr Mädchen! Wer von dem schleckert, kriegt so ein süß Maul, daß 'n sei Schatz immer fort an einem hin küsse muß. Ja, ja. Aber er kost' zwanzig Feinig mehr.“

Die Honiggret ist ein Segen für die Gegend.

Aus dem „Wortschatz“ der Verbrecher.

Unter den vielen Dialekten, die sich in jeder Sprache nach gewissen beruflichen Gruppen bilden, ist bekanntlich der leider in allen Ländern noch häufig genug vorkommende Verbrecherdialekt besonders kompliziert. Aber nicht nur aus reiner Neugierde und aus etymologischem Interesse, sondern auch aus sehr praktischen Gründen ist die Erforschung der Verbrechersprache von Bedeutung. Trotz-

dent vielfach über die Ausbreitung und Verwendung des Verbrecherdialekts in Deutschland die Meinungen geteilt sind, steht jedenfalls fest, daß in Berlin wie in jeder Großstadt die Verbrecherprache noch ziemlich gebräuchlich ist und vorläufig auch kein Aussterben derselben erwartet werden kann. Wie einem von der Deutschen Strafrechts-Zeitung mitgeteilten Beitrag zur Kenntnis der Verbrecherprache zu entnehmen ist, scheint die große Masse der Verbrecher, abgesehen von den geistig am hochstehendsten gewerbemäßigen Verbrechern, wie Hochklaplern, Falschmützern, Beträttschwindlern, aus sozusagen „berufsständischen“ Gründen auf die Verbrecherprache angewiesen zu sein, die zwischen den Komplizen eine Art geheimen Bindemittels bildet. Ein Verbrecher braucht den anderen zum „Baldornern“, zum Erkunden der Gelegenheit einer Straftat, zum „Schmierestehen“, d. h. zum Aufpassen während der Ausübung der Tat, zum „Verschärfen der Sore“, d. h. zum Verkauf der Beute usw. Die meisten Verbrecher empfinden sehr deutlich die Lust, die sie von den bürgerlichen Elementen, die sie selbst die „Unständigen“ nennen, trennt, und so bildet sich denn von selbst eine eigene Sprache heraus, die den besonderen Sitten ihrer Klasse und ihrem besonderen geistigen Standpunkt entspricht. Als bestes Beispiel für die komplizierte Eigenart der Verbrecherprache führt der Berliner Kriminalkommissar Metelmann einige Stellen aus Briefen an, die von einem Verbrecher an den anderen gerichtet sind. Auf den ersten Blick erscheint die Sprache dem Unkundigen als ein Kauderwelsch voller unlösbarer Rätsel. So heißt es in einem Brief: „Wäbe vorerst noch von mir weg, denn die Kompen wegen der Berliner Feiche sind da, sonst könnte die Sache noch müß werden. Der Spindelknader, welcher zu uns ins Kaffee kam, als er aus dem Buchthaus Lichtenberg entlassen wurde, ist mit meinem Sperrzeug abgefangen. . . Glücklicherweise hat mir der Potsdamer Karl wieder ausgeholfen mit einer duffen Tantelei. Solltest Du Dich noch länger in S. . . aufhalten, so weiß ich Dir einen duffen Krampf.“ Die Uebersetzung lautet: „Bleibe vorerst noch von mir weg, denn die Berliner Feichensledderei hat ihre Auflösung gefunden, sonst könnte die Sache noch faul werden. Der Geldschrankeinbrecher, welcher zu uns ins Kaffee kam, als er aus dem Buchthaus Lichtenberg entlassen wurde, ist mit meinem Einbrecherwerkzeug abgefangen. Glücklicherweise hat mir der Potsdamer Karl“ wieder ausgeholfen mit einem glänzenden Einbruchdiebstahl. Solltest Du Dich noch länger in S. . . aufhalten, so weiß ich für Dich einen glänzenden Raubanfall.“ Noch charakteristischer ist die folgende Stelle: „Ich schleppe gegenwärtig die Affen zum Kümmeblättchen. Weißt Du nicht, wo der Sprung-Abstel steht? Er ist spurlos verschwunden. Doch kann er nicht gegangen sein, sonst müßte ich es von seinem Bruder wissen. Ich hoffe, daß, wenn die Last rein ist, wir wieder zusammenkommen. Du wirst wohl keinen Umschlag bauen.“ Die Affen zum Kümmeblättchen schleppen heißt in der Art von Bauernjüngern Leute zum Kartenspiel bewegen. Dochgehen heißt verhaftet werden, und einen Umschlag bauen bedeutet antreten werden. Charakteristisch ist, daß die Bedeutung vieler Ausdrücke weniger erschreckend ist, als es den Anschein hat. So ist mit „Leiche“ nur ein Schlafender gemeint, und Feichensledderei heißt Diebstahl an einem Schlafenden. Wie aus diesen wenigen Beispielen zu ersehen ist, bildet die Kenntnis der Verbrecherprache für den Kriminalisten eine regelrechte Wissenschaft, die zur Aufdeckung von Verbrechen äußerst bedeutungsvoll ist. Man geht nicht zu weit in der Behauptung, daß der Kriminalist ohne dieses Studium überhaupt keiner erfolgreichen Tätigkeit mächtig ist.

Vermischtes.

• Was kostet der Anblick des Niagara-Falles? Wenn ein Amerikaner vor dem majestätischen Niagara-Fall steht, ist sein erster Gedanke der: wie viel Kraft wird hier vergeudet! Und als guter Geschäftsmann fragt er sich, wie viel der Blick, den er auf den Niagarafall wirft, in Dollars ausgedrückt, wohl wert sei. Ein Fachmann stellt hierüber in der in Chicago erscheinenden Zeitschrift „Engineering and Contracting“ eine Berechnung an, in der er zu dem Ergebnis kommt, daß der Anblick des Niagara mit 150 Dollars zu bewerten sei, was ihm übermäßig hoch erscheint. Tatsächlich macht er dann auch einen Vorschlag, wie die Kosten ermäßigt werden können. Der Amerikaner verhehlt sich dabei nicht, daß es recht schwierig sei, den Wert eines Schauspielis zu ermitteln, das die Natur ohne Gegenleistung vorführt. In runden Zahlen, so führt er aus, gehen im Niagarafälle 3 Millionen Pferdekkräfte ungenutzt verloren. Dafür sehen allerdings in jedem Jahre rund eine Million Besucher den Niagarafall, so daß für einen jeden 3 Pferdekkräfte während eines ganzen Jahres ungenutzt verloren gehen. Er setzt nun 50 Dollars als Jahrespreis für eine Pferdekraft des Niagaras an, und kommt so zu dem Ergebnis, daß auf jeden Besucher 150 Dollars kommen, die man in barem Gelde gewinnen könnte, wenn die gewaltige Kraft des Niagaraalles, die bisher nur zu einem Teile ausgenutzt wird, restlos ausgebeutet würde. Was ist nun zu machen, um die 150 000 000 Dollars, die die Beschäftigung des Niagaraalles im Jahre kosten, zu retten? Sein Vorschlag lautet: Man soll Turbinenanlagen bauen, die zu gewissen Zeiten die gesamte Wasserkraft ausnutzen, während zu anderen Zeiten das Elektrizitätswerk stillstehen und der Niagara-fall wieder „in Betrieb“ sein soll. Beispielsweise: Wenn während

einer Stunde des Tages der Wasserfall flöße und während der übrigen 23 Stunden des Tages die Turbinen triebe, kostete der Anblick des Niagaraalles statt 150 Dollars für jeden Besucher nur etwa 7 Dollars! Freilich wäre es wahrscheinlich, daß bei dieser Regelung der Dinge sich die Anzahl der Besucher erheblich vermindern würde, wodurch der Preis für den Anblick des Niagaraalles wieder stiege. Allein man könnte den Wechsel zwischen Kraftausnutzung und Kraftvergeudung ja auch beliebig anders handhaben, und so ist es durchaus nicht unmöglich, daß die Amerikaner, denen die Vergeudung von 150 000 000 Dollars für Wasserkraft, die ausgenutzt werden könnte, sicherlich verdrießlich ist, in absehbarer Zeit Beschäftigungstage für den Niagarafall einführen werden, während zu anderen Zeiten des Jahres von dem gewaltigen Wasserfall nichts zu hören oder zu sehen sein wird, weil er sich fast lautlos durch die neu zu erbauenden Turbinenanlagen zwingen muß.

• Auf welchen Ursachen beruht die Eiterung der Wunden? Von den vielen tausend Verwundungen, die in den zwei verflochten Kriegsjahren von unseren Soldaten schon ertragen werden mußten, ist ein erfreulich hoher Prozentsatz glatt und ohne jede Eiterung oft schon in wenig Tagen geheilt worden. Das waren zumeist die von Infanteriegeschossen. Trotzdem aber bleibt noch ein ansehnlicher Teil übrig, bei denen sich bald nachher schon mehr oder weniger große Eiterungen einstellen. Namentlich Verwundungen durch Granatsplitter und Schrapnellis weisen meist diese unangenehme Begleitererscheinung auf. Wie kommt nun diese gefährliche Eiterung zustande? Darauf gibt in der neuesten Veröffentlichung des „Kosmos“ der bekannte medizinische Schriftsteller Dr. Hermann Deller in lichtvollen Ausführungen treffende Antwort. Immer und stets, sagt er, ist Eiterung die Folge eines Eindringens von Bakterien in die Wunde. Eine andere Entstehung von Entzündung und Eiterung gibt es im gewöhnlichen Leben nicht. Wie aber kommen die Bakterien auf den Körper und in die Wunde? Weil sie in Millionenstücken überall sind: Im Schmutz des Bodens nicht nur, sondern auch an unseren Kleidern, unseren Händen, kurz an allem, was wir berühren und in die Hand nehmen. So ist es kein Wunder, daß die Bakterien auch in die Wunde eindringen und diese verunreinigen. Wenn aber trotzdem viele Wunden nicht eitern, so kommt das daher, daß der menschliche Organismus sich dem Werk der Verwundung, das die Bakterien antreiben, mit Erfolg widersetzt. Das ist dort möglich, wo die Freizellen des Lebensaftes, die weißen Blutkörperchen, in der Mehrzahl bleiben, wo sie auch in die geheimsten Schlupfwinkel der Wunde eindringen können und wo die Bakterien keinen günstigen Nährboden finden. Daraus geht hervor, daß die Eiterung überall dort stattfindet, wo diese Voraussetzungen fehlen, wo die Bakterien dem Zellenstaat erfolgreich zu Leibe gehen und wo in dem durch das verwundende Geschloß zertrümmerten Gewebe sich Schmutz und Staub ansammeln können. Dort macht sich dann, unaufhaltsam wuchernd, die widrige Masse von Millionen klebriger Bakterienleiber in der Wunde breit und wird zu einer ellen Quelle verderblicher Gifte. Ist das gefährliche Bakteriengefindel in der Mehrzahl, so greift die Abtötung und Zerknackung der Gewebezellen der Nachbarschaft rasch um sich, und Knochen, Muskeln, Sehnen geben dann widerstandslos neue frucht-bare Keimböden ab. Es ist also ein Kampf auf Leben und Tod, was uns als Entzündung und Eiterung bei Wunden erscheint, hervorgerufen durch das Eindringen feindlicher Bakterien, durch die Breche, die die Kugel des Gegners in die Festung des menschlichen Körpers riß, wobei sie einesteiis die Feinde gleich selbst mitbrachte, andernteils durch Mitreißen anderer Keimträger ihnen das Eindringen erleichterte. Nur wenn es den gegen die Feinde sofort aufgebotenen Schutztruppen gelingt, der Eindringlinge Herr zu werden, erfolgt die glatte Heilung, andernfalls muß der Arzt, der hier als Vormund des menschlichen Zellenstaates erscheint, kommen und helfen, ehe es zu spät ist.

Logograph.

Chemals schuf es mit „I“ in Spanien treffliche Waffen, Heute jedoch mit „rp“ ist es viel furchtbarer noch. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Staufgabe in voriger Nummer: (Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau, trB = Treff-Bube, pA = Pique-Aß, cD = Coeur-Dame u. s. f.)

Da Ransch nicht in Frage kommen kann und auch Tournee nur beim Finden eines Wenzels günstig verlaufen dürfte, ebenso Grand leicht zu verlieren ist, so entscheidet sich Vorhand für Pique-Solo ohne Sechs. Das Spiel wird gewonnen. — Mittelhand hat: pB, cB, pA, pD, trD, tr9, cK, car9, car8, car7, im Skat liegen c9 und c7, Rest für Hinterhand. Gang des Spieles:

- 1. B. p7 M. pA D. pZ = - 21.
- 2. M. cK S. c8 B. cA.
- 3. B. p8 M. pD S. carB = - 5.
- 4. S. cD B. cZ M. cB = - 16.
- 5. M. car9 S. carD B. carA
- 6. B. p9 M. pB S. trB = - 4.

Die übrigen Stiche erhält der Spieler, welcher somit gewonnen hat.